Opus für eine geräuschkranke Welt

Autor(en): **Brentano, Ulrich / Péji [Peetermans, Jean]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **117 (1991)**

Heft 47

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-620096

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Opus für eine geräuschkranke Welt

oder: Der Wahn, etwas Neues bieten zu müssen

VON ULRICH BRENTANO

Kennen Sie «4,33» von John Cage? Natürlich kennen Sie es. Es ist nämlich einmalig, und doch für jeden nachzuahmen. John Cage ist Musiker. Anerkannt, respektiert. Vor einiger Zeit komponierte er ein Viereinhalb-Minuten-Musikstück und nannte es «4,33». Man kann dieses Werk nicht warm genug empfehlen, enthält es doch nicht einen einzigen Ton, nichts. Gar nichts.

Mit ekstatischer Intuition, vor keiner Kritik zurückschreckend, hat Cage dieses Opus einer geräuschkranken Welt präsentiert. Die zahllosen Einfälle seiner Phantasie sind darin zur vollen Reife gelangt, und wir danken es ihm inbrünstig, dass er uns allen erspart hat, über die Schönheiten der Melodie, die Harmonien des Werks und seine Form nachzudenken.

Welch eine Wohltat! Ein Plagiat aus des Schöpfers eigener Hand. Und da wären wir auch schon bei der Crux: Cage hat sich die Seelenpein eines Plagiatvorwurfs erspart. Ich weiss, wovon ich spreche. Als ich neulich in einem Anfall von Vorwitz die Zehn Gebote umschrieb, musste ich dessen gewärtig sein, dass irgendein Querulant daherkommen würde, um mir mit Hilfe seines Rechtsbeistands zu erklären, dass ich ein Plagiat begangen hätte, und falls ich nicht sofort oder spätestens bis zum – und so weiter und so fort.

Leeres lehren?

Da gibt es in deutschen Landen einen Bestsellerautor namens Konzelmann, der habe angeblich von einem Professor, einem Arabisten, abgeschrieben. Ganze Passagen notabene. Aus unzähligen Bestsellern soll er unzählige Deutsche Mark mit seinem Abschreiben eingesäckelt haben. Ach, hätte er doch einfach leere Seiten an seinen Verleger geschickt, er wäre zwar nicht um so viele Hunderttausende reicher, aber um wie vieles weiser. Er könnte mit Faust räsonnieren: Muss ich nicht mit der Welt verkehren / das Leere lernen, Leeres lehren?

Cage sei Dank: das Leer-Opus ist endlich druck- und aufführungsreif. Mit dem Leerwerk haben wir die lizenzpflichtige Pause; die Moderatoren können schweigen, die Damen dieses redseligen Gewerbes ihre Lockenwickler auspacken und uns mit ihrem Geschwätz verschonen. Mehr noch: das Plagiat feiert wieder fröhliche Urständ. Denn wer will mir verbieten, das Schweigen zu kopieren, wer will mich dafür verklagen?

Wir müssen uns endlich von der Zwangsvorstellung freimachen, dass jede Entäusserung, und sei sie noch so abgeschmackt, originär zu sein hat. Es ist ohnedies schon alles einmal dagewesen.

Geben wir es doch endlich zu: Wir alle sind irgenwie Kopisten. Lassen wir ab von dem modernistischen Wahn, etwas Einmaliges, Neues bieten zu müssen.

Das Musikgenie Georg Friedrich Händel zum Beispiel hat sich nie daran gestossen, aus seinen eigenen und anderen Musikstükken abzuschreiben. Den «Messias» komponierte der grosse Mann in einem vierwöchigen Kraftakt. Jedenfalls ist das die herkömmliche Version dieses Kreativitätsschubs. Kein Wort wahr. Er hat kopiert!

Machen wir uns nichts vor: Heutzutage verbrächte Händel mehr Zeit vor Gerichten als an seinem Pult. Der Gute hat nämlich unentwegt abgeschrieben – bei sich, von anderen, und er tat's auch, als er bei der Vollendung seines «Messias» in Terminnot geriet.

Mit «Gustostückln» reingelegt

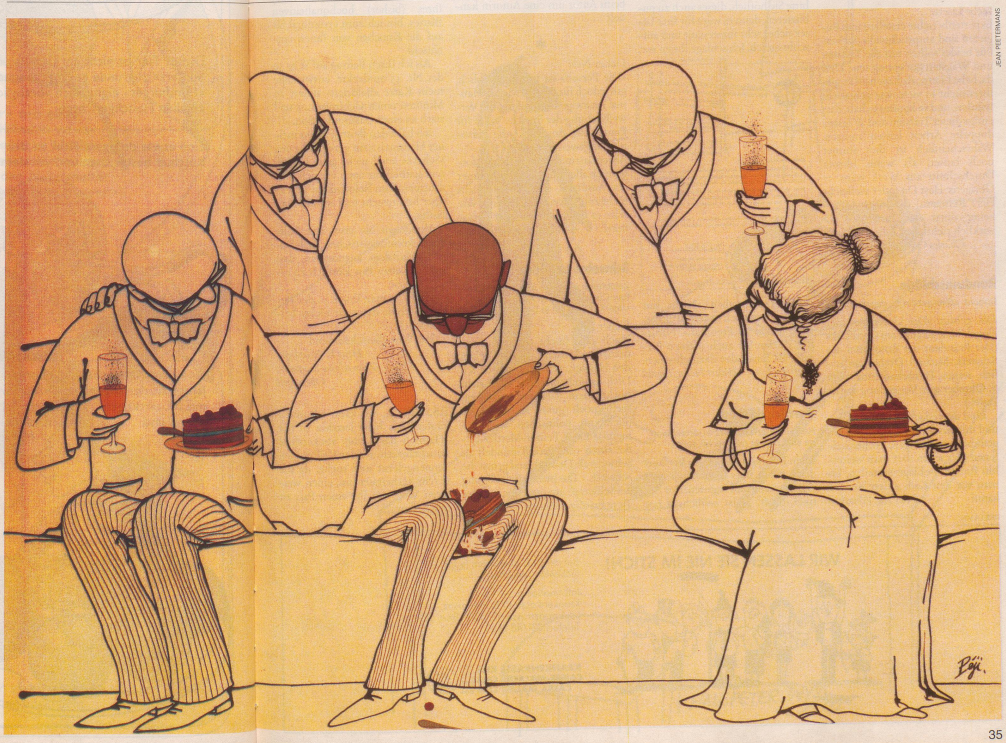
Wer heute mehr als 10 Noten bei einem anderen klaut, wird einen Teil seiner Tantiemen abgeben müssen. Bis zum 18. Jahrhundert hat man sich um die Originalität eines Opus wenig geschert. Hauptsache, es war unterhaltsam. Wenn heute einer ankündigt, er hätte einen tollen Einfall, der allerdings in seiner Machart der Klassik entliehen ist, wird er rausgeschmissen oder ausgepfiffen.

Wie lässt sich dieser Tick für zeitgenössische Originalität umgehen? Ein gewisser Remo Giazotto fand die Lösung: Er «entdeckte» das Adagio von Albioni und alle, alle waren es froh. Dass Giazotto 200 Jahre nach Albinoni lebte, ist eine Tatsache, dass er das Adagio «für» Albinoni komponierte, ist auch eine Tatsache, nur laut sagen darf man sie nicht.

So erging es auch dem berühmten Pianisten Fritz Kreisler. Er komponierte das, was die Österreicher ein Gustostückl aus der Zeit der Klassik nennen; und nachdem er solche Gustostückln 30 Jahre lang vorgestellt hatte, und die Kritiker sich nicht zu wundern aufhörten, wo bei aller Musen Namen der Kreisler diese Musikstücke ausgegraben hatte, gab er hämisch lächelnd sein Geheimnis preis: Er selbst habe sie komponiert. «Unfair!» zeterten die Kritiker, die ihm auf den Leim gegangen waren, «höchst unfair!» Das, was der Pianist geboten habe, sei nicht originär, allenfalls epigonenhaft.

Der Streit um Kreislers Enthüllung liegt 55 Jahre zurück. Warum sollte er nicht die kleinen Meister nachempfinden und seine «Blüten» als die ihren ausgeben? Sieht und hört man sich heute die «originellen» Einfälle einiger Zeitgenossen an, kommen sie einem nicht weniger bekannt vor. Man betrachte nur die vielgelobten Kamera-Einstellungen und -Schwenks eines Brian De Palma. Erinnern sie nicht in verblüffender Weise an die Filme eines gewissen Alfred Hitchcock? Die Vergangenheit – und auch sie hatte ihre meisterhaften Epigonen – holt uns irgendwann immer ein.

Kunstgriff
Manche Dichter vergrössern ihre kleinen Gedichte, indem sie die Worte einzeln untereinander schreiben.
rsch



JEAN PETITMANS